

#carecity
_stories*

MARAH

MARAH



MARAH

MARAH

MARAH

MARAH



IV — Wenn für uns alles besser würde

Willkommen in
Care City Zürich!

Diese Geschichte ist eine
lebendige Geschichte und ist
morgen vielleicht schon wieder
ein bisschen anders als heute.
Das ist der Stand vom November
2025.

Die vorliegende Geschichte ist
die fünfte _story* aus der
Reihe der #carecity Geschich-
ten. Sie basiert auf dem
Care-Alltag der queeren femi-
nistischen Mutter und Aktivis-
tin Marah Rikli. Diese hat die
Geschichte im Auftrag des Büro
für Feminismus und des Entlas-
tungsdienstes Schweiz
geschrieben und sie an der
nationalen Tagung «Sorge
tragen: Betreuung als Wirt-
schaftsfaktor - Zeit für
politische Lösungen» zum Tag
der betreuenden Angehörigen
vorgelesen. Begleitet wurde
der Prozess von Lea Whitcher,
der m:other des Projekts.



Wie wirkt diese Geschichte auf
dich? Was löst sie bei dir
aus? Wie sieht deine persönli-
che Care City aus? Wenn du
Lust hast uns von deiner
Erfahrung zu erzählen, freuen
wir uns sehr von dir zu hören.

Schreib einfach eine Mail an
mail@carecity.world

Herzlich

Lea Whitcher, Marah Rikli,
Anja Peter
und Kompliz*innen

P.S. Spread the wor(l)d:

#carecity
#caringcity
#sorgendestadt
#carerevolution
#carecityzürich
#carecity(insertyourcityhere)

Im Flur klickt leise die Tür. Nora, die Assistenz für die Fröhschicht ist da. Seit ein paar Monaten haben wir fast zwanzig Stunden am Tag Unterstützung im Haus.

In unserem Haus.

Ich übe den Satz noch immer. Es ist tatsächlich unseres. Und die Assistenz ist tatsächlich da. Jeden Morgen denke ich kurz, ob sie uns das gleich wieder nehmen. Jeden Morgen wird es ein wenig besser.



Wir wohnen seit der Care Revolution in einer alten Mühle am Fuss des Uetlibergs. Früher gehörte sie einer Immobilienfirma, die sie teuer als Ferienwohnung vermietete. Die neuen Gesetze lassen das nicht mehr zu.

Jetzt gehört sie uns – oder besser: der Stadt, die uns das Haus für einen symbolischen Mietzins überlassen hat. Es gab keinen Abriss, keine Lofts, keine Luxus-Appartements. Sondern einen Ort für Gemeinschaft. Ein Haus für Menschen mit und ohne Behinderungen, für Alleinerziehende, Regenbogenfamilien, FLINTA-Personen.



Für uns.

Ronja und ich bewohnen das mittlere Stockwerk. Es gibt auf diesem Stockwerk ein Zimmer für alle Assistenzen von Ronja, das sind Nora, Julia, Theo und Ben. Sie nutzen das Zimmer, wenn sie hier übernachten oder als Rückzugsraum. Dann ist da noch eine kleine Teeküche, und ein Zimmer für mich.

Ein Zimmer nur für mich.



Darin steht ein Bett, ein Schreibtisch. Ein paar Bücher. Und es hat ein Fenster mit weissen Vorhängen. Ich sehe in den Garten.



Am Haus zieht ein Bach vorbei. Ronja liebt ihn. An manchen Vormittagen geht sie mit Nora, Lehrpersonen und den Kindern der Schule ans Ufer. Sie sammeln Steine und bauen damit Türme. Ronjas Hyperfokus, der früher als Störung galt, wird jetzt in den Lehrplan integriert. Die ganze Klasse lernt daher diesen Monat alles über Steine, das einzige, womit sich Ronja momentan beschäftigen will. Gestern erzählte sie mir mit ihrem Kommunikationsgerät, dass Shila, die mit ihr die

Schule besucht, Sand liebt. Deshalb werden sie sich im nächsten Monat dem Thema Sand widmen, stand gestern im Schultagebuch.

Tim, mein Sohn, ist 20 Jahre alt und füttert im Innenhof gerade die Hunde. Nebenan hat er eine kleine Tierpflege aufgebaut und ein Maler-Atelier eingerichtet, in dem er auch wohnt. Die Revolution will durchsetzen, dass junge Menschen keine Lehrabschlüsse oder Matura mehr brauchen, um ihre Arbeit zu beginnen und als wertvoll erachtet zu werden. Auch wenn die Umsetzung noch harzt und nicht alle mit der Änderung einverstanden sind, gibt es jetzt immer mehr Anschubfinanzierungen. Und immer mehr Projekte und Mentor*innen, welche die Jugendlichen darin begleiten. Tim arbeitete so mehrere Monate in einem Peer-Workshop an seinem Konzept und feilte an seiner Idee mit dem Atelier und der Tierpflege. Seitdem braucht er keine Antidepressiva mehr.

Ich habe jetzt manchmal freie Zeit. Ich weiss noch nicht, wie man das macht: freie Zeit. Manchmal sitze ich dann auf dem Fensterbrett, schaue hinaus und sage zu mir selbst, wie ein Mantra:

«Alles ist gut.
Wir sind sicher.»

Dann weine ich. Aus Erschöpfung, weil das Leben manchmal immer noch erschöpfend ist. Aber vor allem, weil es erschöpfend war und ich jetzt spüre, wie es weniger erschöpfend hätte sein können. Aber ich will eigentlich nicht mehr erzählen, was war. Wir haben genug geheult. Genug getragen.

Ich habe mich immer am Guten orientiert, ich hatte nie die Hoffnung verloren und ich habe immer das Leben gefeiert. Und dennoch hätte ich nie gedacht, dass nach dem Backlash diese Revolution noch kommt.

Zum Glück haben wir durchgehalten. Zum Glück gab es durch den Backlash Gemeinschaften. Zufluchtsorte. Liebe. Widerstand. Zum Glück haben wir nicht geschwiegen, trugen unsere Worte auf die Strasse, in Bücher, in Räume.

In der Clusterwohnung im Erdgeschoss wohnt jetzt auch Oli, meine Partnerin. Wir haben uns damals in einem dieser Zufluchtsorte am Albisriederplatz kennengelernt. Sie hat auch ein Kind, das zur Hälfte bei ihr lebt. Wir entschieden uns für getrennte Etagen und damit für Nähe und Rückzug zugleich.

Die Mühle ist gross. Es gibt eigene Räume und gemeinsame. Im Erdgeschoss: Eine Küche, in der ständig jemand redet, lacht, schneidet, brät und ein grosses Wohn- und Esszimmer mit langen Tischen.

Im Untergeschoss haben wir ein «Haus der Pause» etabliert. Das ist ein Raum mit gedämpftem Licht, weichen Matten, einem Wasserbett, um das Nervensystem zu beruhigen. Und: Eine Bibliothek, eine Werkstatt, ein Sportraum. Draussen im Garten stehen Hochbeete, wachsen Kräuter, Beeren, ein paar Obstbäume.

Fünfehn Menschen leben hier. Drei kümmern sich um den Einkauf, zwei um die Wäsche, zwei um die Sauberkeit im Haus, vier um den Garten, drei um die Tiere. Die Kinder helfen, wo sie wollen. Nora, Julia, Theo und Ben machen möglich, dass alle teilhaben können.

Die Mühle ist nicht perfekt. Sie knarzt. Es zieht. Es gibt Streit. Aber niemand verlangt, dass es immer harmonisch ist. Die Mühle ist kein dogmatischer Ort, keine Kommune, sie ist einfach unser Daheim.



«Morgen»,

sagt Nora. Ronja tippt auf ihrem Kommunikationsgerät

«Hallo».

Ich bin jetzt nicht mehr die, die am Morgen alles allein jongliert wie im Backlash: Frühstück, Duschen, Medikamente, Tagesplan, Schultaxi. Danach die Telefonate mit Ämtern, Krankenkassen, IV, Schule. Es ist vieles anders geworden. Und auch wenn es noch immer sehr viel zu tun gibt für mich, kann ich die vielen Aufgaben nun viel mehr Schritt für Schritt bewältigen. Es sind viele kleine Dinge, die sich nah dies nah verändern. Ich habe jetzt zum Beispiel Zeit für meine eigene Physiotherapie wegen meiner Rheumaerkrankung. Zeit zum Schwimmen wegen meiner Schmerzen, das war vorher nicht so.

Ronja will heute etwas Grünes anziehen. «Seegrün» sagt sie mit ihrem Gerät. Ich helfe ihr ins T-Shirt, sie wehrt sich, läuft weg, will Fangen spielen. Nora packt den Rucksack für den Ausflug. «Heute Musik», tippt Ronja und wippt mit den Schultern, rennt erneut weg. Die Musikschule ist im «Haus der Künste» untergebracht. Das ist ein ehemaliges Bürogebäude einer Versicherungsgesellschaft, die früher Einsparungen berechnete. Jetzt werden dort Rhythmen geübt, Stimmen gestimmt, Trommeln repariert.

Wir haben Ronja in ihrem Versteck im Garten gefunden und gehen los. Nora, Ronja und ich.

An der Haltestelle spricht der Automat in Einfacher Sprache. Er nimmt Sprachnachrichten entgegen, Gebärden, Tippeingaben. Die Maschine antwortet mit Lautsprache, Piktogrammen, Gebärden, Schrift. Ronja hält ihr Kommunikationsgerät hin, das für sie in Lautsprache spricht: «Ticket für Musikstunde.» Der Automat überträgt das Ticket für das Tram direkt auf ihr Gerät.

Sie hat nun viel mehr Selbständigkeit,
weil die Umgebung einfacher wird.

Im Tram schreit Ronja kurz auf, weil die Tür zu laut schliesst. Wir werden von einer Frau angeschaut, sie ruft uns ein «Ruhe!» zu. Ich kenne den Blick und solche Rufe und spüre, wie mein Körper sofort reagiert. Seit elf Jahren weiss ich, dass ich sie jetzt gleich verteidigen muss, mein Puls erhöht sich, ich bin angespannt. Doch bereits ruft jemand anders im Tram der Frau zu: «Lassen sie das Kind in Ruhe.» Die Situation entspannt sich, die Frau räuspert sich, aber sagt nichts mehr.

Das Trauma liegt tief. Erst jetzt, wo wir mehr Verbündete haben, wo unsere Umgebung vielfältiger geworden ist, spüre ich, wie belastend alles war.

Wir wurden so oft angeschrien, geschubst, gerügt. Ich hatte in manchen Situationen Angst, die Behörden würde mir mein Kind wegnehmen, weil mir so oft unterstellt wurde, dass ich sie in der Öffentlichkeit nicht im Griff hätte. Einmal kam sogar die Polizei, weil sie einen «Meltdown», einen Zusammenbruch wegen zu vieler Reize, hatte.

Ich erinnere mich, wie die amerikanische Feministin Alison Kafer im Jahr 2013 schrieb:

«Eine gerechte Zukunft ist keine, in der
Behinderung verschwindet.
Sondern eine, in der Behinderung

selbstverständlich dazugehört. In der sie nicht als Mangel, sondern als Form von Wissen, Beziehung und Zeitlichkeit gesehen wird.»

Niemals hätte ich damals gedacht, dass wir diese Zukunft erreichen werden. Hier im Tram spüre ich, dass wir nahe an dieser sind. Noch ist alles zerbrechlich, ich hoffe, wir können den Widerständen, die noch immer spürbar sind, Stand halten.

Kafers Ansatz lehren sie nun auch an den Schulen oder es gibt kostenlose Weiterbildungen dazu, eben zum Beispiel für Tramfahrer*innen: Körper, die langsamer sind, sollen dadurch nicht mehr als Defizite, sondern als Taktgeber gesehen werden. Ronja und ich müssen uns aber erst noch im Vertrauen üben.

Etwa, dass die Musikstunde im «Haus der Künste» zwar um 10 Uhr los geht, wenn wir aber erst um 10.30 Uhr dort sind, weil Ronja mehr Zeit braucht, ist das kein Problem mehr. Es wird immer je selbstverständlicher, dass Menschen früher und andere später kommen.

Zeit ist nicht mehr so streng normiert, unser Leben weniger getaktet. Manchmal bin ich richtig gehend überfordert, weil ich selbst so vieles neu lerne. Ich ertappe mich zum Beispiel immer noch oft dabei, dass ich Kinder ohne Behinderungen als «die Norm» bezeichne, obwohl das immer weniger so gesehen wird.

Ich schaue hinaus, sehe die Stadt, wie sie sich bereits innerhalb kurzer Zeit verändert hat. Da sind Bushaltestellen mit Schattenplätzen. Die Betonplätze werden begrünt. Immer mehr Quartiere sind autofrei. Es gibt jetzt breitere Wege für Fussgänger*innen, Begleithunde, Rollstühle, Velos. An vielen Orten sind noch Baustellen, über die sich die Menschen ärgern– doch es spielen bereits mehr Kinder auf den Strassen.



Und einige wenige Bordsteinabsenkungen sind bereits gemacht, damit die Rollstuhlfahrer*innen keine Schwellen mehr überwinden müssen. Daher sind auch viel mehr Rollstuhlfahrende sichtbar.

E-Scooter und Velos auf den taktilen Leitstreifen abzustellen, wurde verboten. Die Lifte in den Gebäuden sprechen aus, wo sie halten. Lesungen haben nun generell Gebärdensprachdolmetschende auf der Bühne, ebenso gibt es in vielen Kulturräumen nun Ruheräume für einen Rückzug und auch Menschen mit kognitiven Behinderungen sind viel mehr an Konzerten, im Schwimmbad oder an anderen öffentlichen Orten zu sehen.

- ★ Die meisten Einkaufszentren haben Hilfsmittel etabliert, damit Menschen im Rollstuhl selbst einkaufen können und die Lebensmittel in den hohen Gestellen greifen. Einkaufen ist generell autismusfreundlicher geworden. Einige Grossmärkte haben kein Piepsen mehr an der Kasse, keine Musikbeschallung. Und auch der Denkmalschutz hat an Wichtigkeit verloren.
- ★

Nun kommt erst der Mensch, dann das
Gebäude.

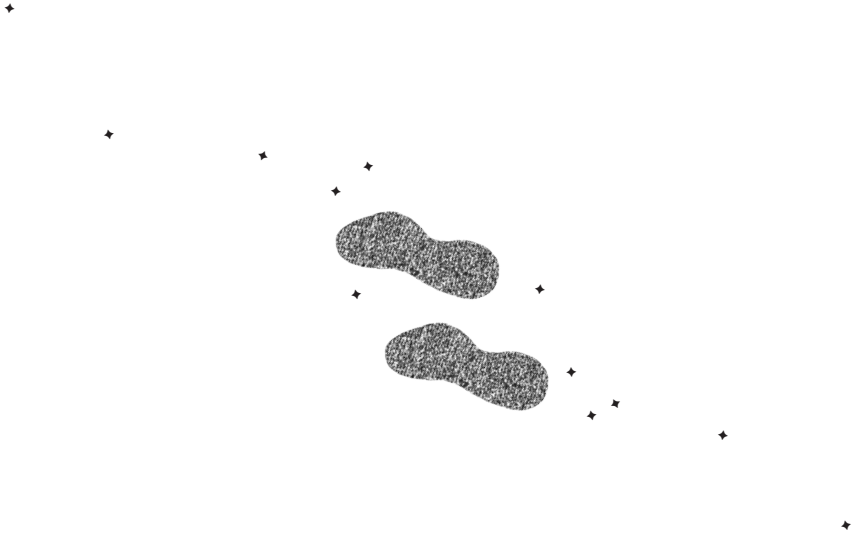
Es werden Rampen gebaut zu Museen, Schulen, Universitäten oder Lifte an die Fassade von alten Gebäuden, so wie in Barcelona oder Valencia.

Ich schaue aus der Tram und sehe: Menschen mit Krücken, in Rollstühlen, mit Assistenzhunden, mit Taststöcken. Dolmetscher*innen, queere Menschen, Menschen die ein Kopftuch tragen, alte, junge, Schwarze Menschen, dicke, dünne. Ich bin noch immer erstaunt, wie schnell mit der Revolution möglich wurde, was Aktivist*innen Jahrzehnte lang forderten:



Diversität als Normalität.

Ich verabschiede mich bei der Haltestelle «Hardbrücke»,
Ronja und Nora fahren weiter zur Musikstunde. Nachmittags
ist Ronja mit ihr beim Schwimmen.



Ich setze mich in den Gemüse-Garten der Josefwiiese. Hier stehen lange Tische und Bänke. Es gibt gratis Getränke und Essen. Niemand muss etwas kaufen, um hier sein zu dürfen. Ich setze mich, schreibe an diesem Text. Die Zeit vor der Care Revolution gilt jetzt bereits als historisch. Ich schreibe, damit niemand vergisst, was wir errungen haben:

«Wir lassen uns nicht mehr separieren.

Nicht mehr klein machen.

Wir sind da und wir werden bleiben.»

Im Garten kochen Menschen, reden, schweigen, spielen Boule, das war schon früher so. Aber jetzt haben die Menschen, welche früher «Obdachlose» genannten wurden, Wohnungen. Wer lieber draussen auf der Strasse lebt, bekommt ein Zelt mit einem Bett drin, einer warmen Decke, einer Küche, und Hundetränken. Streetworker kommen mehrmals täglich vorbei und schauen, dass Ordnung gehalten wird. Es gibt Medizinzelte, legale Drogenabgabestellen mit Räumen, wo Süchtige konsumieren dürfen. Gerade gestern titelte die grösste Zeitung Zürichs: «Care Revolution löst offene Drogenszene auf – wer beschäftigt die arbeitslosen Dealer*innen?». Eine Frau mit grauen Locken stellt mir einen Teller mit Spaghetti hin. Nach dem Essen fahre ich zurück zur Mühle.



Ronja kommt vom Schwimmen heim. Ihr Thema ist jetzt Wasser. Morgen will sie in der Schule darüber reden. Und wird in den nächsten Monaten vermutlich alles über Wasser lernen. Nora verabschiedet sich für heute, sie hat jetzt Kin Care Zeit.

Seit der Care Revolution leben wir nämlich
in einer Viertelgesellschaft oder anders:
Es gibt jetzt die «4 Circles of Care».

In den Neunzigerjahren hatte Frigga Haug, eine feministische Denkerin, das Vorreiter*innen-Modell entworfen: Die 4-in-1-Perspektive. Wir hatten so oft darüber gesprochen an Veranstaltungen, in feministischen Räumen. Bürgerliche lachten uns aus, nannten uns faul und verwöhnt, dass wir dieses Modell forderten. Wie oft hörten wir Sätze wie: «Immer wollt ihr noch mehr» oder «Was wollt ihr denn noch?!».

Viele dieser Menschen erkrankten im Backlash dann aber an einem Burn-Out, verloren ihre Jobs, die Firmen ersetzten sie schnell mit neuen Arbeitskräften, neuen Körpern oder durch KI. Viele von ihnen schlossen sich uns nach der Kritik dann doch an und kämpften schlussendlich mit uns. Auch viele Männer.

Es gibt jetzt also vier gleichwertige
Lebensbereiche:

- * Self Care, Sorge für uns selbst.
- * Kin Care, Sorge für unsere nahestehenden Menschen.
- * Community Care, Sorge für Gemeinschaften.
- * Society Care, Sorge für Menschen, die wir nicht kennen. Zum Beispiel so wie Nora uns unterstützt. Früher nannten wir das Lohnarbeit. Oder Aktivismus.

Wir haben so alle genug für das Wohnen, Nahrung, Gesundheit, Kultur. Finanziert wird das durch Vermögens- und Erbschaftssteuern vom Staat, Robotik-Abgaben, ökologische Ressourcenabgaben und Umverteilung von Militär- und Konzernsubventionen.

Im Backlash bekamen Feministinnen als Gegenbewegung wieder mehr Kraft und Beachtung. Zum Beispiel die amerikanische Philosophin Nancy Fraser, die sagte, der Kapitalismus sei ein Care-Dieb. Er lebe von dem, was er nicht bezahlt: von Zärtlichkeit und Sorge. Er plündere die Zeit derer, die pflegen, erziehen, nähren.

Je schlimmer der Backlash wurde, umso stärker wurde auch unsere feministische Gegenbewegung und neue Systeme unumgänglich. Damals wussten wir zwar nicht, was genau funktioniert, aber es wurde immer klarer, dass dieses kapitalistische und patriarchale System alles zerstört.



Es ist Abend geworden. Und abends kochen die Zuständigen in der Mühle für alle. Niemand muss zusammen essen, aber alle dürfen.

Ronja hat genug erlebt für heute. Ich esse mit ihr allein in unserer Teeküche.

Dann gehen wir ins Haus der Ruhe, bis Ben kommt. Ben macht heute die Nachtassistentz, hilft beim Baden, beim Pyjama anziehen von Ronja, bei den Windeln anlegen.

Tim, mein Sohn, kommt kurz vorbei. Er verbrachte den Tag im Atelier, er mag es allein zu sein. Ronja schläft fast ein, stellt auf ihrem Kommunikationsgerät die Gute-Nacht-Musik ein und rollt sich in ihr Zimmer. Ben nimmt ein «Babyphone» und zieht sich ins Zimmer zurück. Wir wechseln uns ab, wenn Ronja nachts aufwacht.

Am nächsten Morgen hilft Ben auch noch beim Frühstück, bis das Schul-Taxi kommt. Heute scheint die Sonne, es ist aber eisig kalt. Nachdem Ronja abgeholt wurde, besuche ich das «Haus der Verletzlichkeit» für eine Infoveranstaltung der Teilhabe-Kasse. Diese hiess früher Invaliditätsversicherung oder IV und Krankenkasse. Dieses System hat sich überraschend einfach und schnell verändert. So fragt die Teilhabekasse seit einigen Monaten nicht mehr:

„Was kann Ronja nicht?“ ,

sondern:

„Was braucht Ronja, um so an der Gesellschaft teilzuhaben, wie wir oder sie es möchte.«

Mir wird an der Veranstaltung erklärt: Eine einzige Abklärung genügt, damit wir das bekommen, was Ronja braucht. Keine IV, die prüft, überprüft, beobachtet, überwacht. Keine Krankenkassen, die ablehnen. Keine Rekurse mehr, die ich machen muss. Keine Schuldzuweisungen, keine Verdächtigungen mehr. Funktioniert das wirklich? Ich frage im «Haus der Verletzlichkeit» nach, ob das denn niemand ausnutze? Die Expertin sagt:

«Die Betrugsquote lag auch früher unter einem Prozent, das wusste nur kaum jemand.»

Krankenkassen gibt es nicht mehr, die sind jetzt der Teilhabekasse angeschlossen. Und die Teilhabekasse ist auch nicht privat, sondern vom Staat getragen und finanziert. Alle haben damit Zugang zu kostenloser medizinischer Versorgung. Die Teilhabekasse fragt nicht nach Diagnosen, sondern nach Bedürfnissen. Nicht:

«Was kostet das?»

Sondern:

«Was braucht es?».



Der Staat zahlt, was stärkt: Therapien, Assistenz, Pflege, Hilfsmittel, Ruhezeiten, Ausbildung, Dolmetschung, barrierefreie Wohnungen.

Es gibt keine Prämien, keine Ablehnungen, keine Streitgespräche, nur noch wenige Heime für diejenigen Menschen, die auch wirklich im Heim leben wollen. Im Heim aber gibt es viel mehr Flexibilität und Sicherheitskonzepte, Prävention, Schulungen. Und viel mehr Personal und gute Arbeitsbedingungen, die immer wieder neu ausgehandelt werden.

Anscheinend sind die Gesamtkosten nicht höher als im Backlash, sondern sogar niedriger, da weniger Menschen Psychiatrien benötigen. Es gäbe auch weniger Herz-Kreislauf-Krankheiten, weniger Unfälle, weniger Gewaltakte, so die Expertin in ihrem Vortrag. Sie ist sichtlich stolz auf ihre Arbeit. Ich bin noch misstrauisch. Elf Jahre wurde ich beäugt, ob ich wirklich nichts für meine Tochter erschleiche an Geld – entspannt bin ich noch nicht.

★ ★

Einmal im Monat kommt aber jemand von der Teilhabekasse bei uns vorbei und fragt, ob Ronja alles hat, was sie braucht, das hilft mir im neu lernen. Was fehlt, wird in der nächsten Woche geliefert: Kommunikationsgeräte haben wir jetzt zum Beispiel in allen Zimmern. Und sie hat ein Extra-Velo erhalten, wir dürfen in die Ferien zusammen mit anderen Kindern, sogar mit unseren Freund*innen und Assistenzpersonen.

Übrigens: Lehrpersonen sprechen in der Schule nur noch von Kindern mit unterschiedlichen Eigenschaften. Und auch die Gebärdensprache wurde letztes Jahr vom Staat endlich als eigenständige Sprache anerkannt und wird nun an der Schule als Sprache unterrichtet.

Es ist auch immer weniger eine Frage ob die Kinder zusammenleben und zusammen zur Schule gehen. Es ist jetzt einfach so. Kein Kind in meinem Umfeld hat sich bisher beschwert. Im Gegenteil, Laura aus der Mühle zum Beispiel will nun mit Ronja abmachen und mit ihr Gebärdensprache lernen und hat sie sogar zu ihrem Geburtstag eingeladen. Im Backlash wurden wir nie zu Festen eingeladen. Oder nur so, dass wir nicht teilnehmen konnte, weil ich keine Hilfe hatte mit Ronja.

Ich öffne übrigens wieder Briefe.



Vor zwei Jahren noch wusste ich nicht mehr, ob ich nochmals die Kraft habe für einen Rekurs, für eine Ablehnung, eine neue Beweispflicht über die Behinderung meiner Tochter. Fast vergessen ist für mich auch schon die Zeit, als ich die IV-Akte durchsehen musste von Ronja für die Revision – 250 Seiten für ihre elf Jahre. Oder als in den Schulen alle Therapien für Kinder mit Behinderungen gestrichen wurden und ich alles selbst organisieren und bezahlen musste.



Der Kurs ist vorbei. Ich setze mich vor das «Haus der Verletzlichkeit» und arbeite weiter an diesem Text. Ich schreibe:

«Ich kann wieder ohne Melatonin schlafen.
Ich habe weniger Schmerzen in den Beinen.
Tim hatte seit der Revolution keine
depressive Episode mehr.
Ronjas Meltdowns haben sich massiv
reduziert.»

Manchmal kommt Trauer auf. Es hätte immer so sein können.

Meine Therapeutin sagt:

«Das ist Verarbeitung. Elf Jahre mit
Ronja, zwanzig mit Tim gegen Diskriminierung ankämpfen, das ist Dauerstress. Dauerangst. Das braucht Zeit. Ihr Nervensystem muss sich erst an die Sicherheit gewöhnen.»

Ja, es ist noch immer neu und auch die Kinder verlernen nur langsam ihre Angst. Tim fragt mich gerade heute wieder, ob er wirklich keine Lehre machen muss. Ob er kein «Verlierer» sei? Ronja erzählt ebenfalls noch immer oft vom Davor. Von der Frau im Postauto, die sagte, Kinder wie Ronja seien eine Strafe Gottes. Vom Mann im Tram, der sie schubste, weil sie ihm zu langsam war. Vom Mann, der uns beleidigte, da Ronja noch einen Schnuller im Mund hatte mit neun Jahren. Von der Nachbarin, die unser Extra-Velo demolierte, weil es ihr zu viel Platz nahm. Von der Frau im Hallenbad, die sagte, es sei ihr egal, ob Ronja eine Behinderung habe, wir seien eine Belastung. Von den Kindern im Freibad die stehen blieben und sie anstarrten.

Erzählen sei Verarbeitung, sagt die Therapeutin. Oder auch Schreien. Und Schreiben. Manchmal gehe ich auch im anliegenden Wald rennen oder hacke Holz für die Mühle. Irgendwohin muss ich mit dem alten Hass auf das alte System. Es hockt noch immer in meinem eigenen.

Denn nein, noch ist nicht alles gut. Die Jahre des Erklärens, der Formulare, des Bittens – sie haben Spuren hinterlassen. Wir sind versehrt, vom Patriarchat, von Ableismus, Sexismus, Klassismus. Die Politwissenschaftlerin Emilia Roig sagte mir dazu einmal in einem Interview:

«Nicht gehört zu werden, ist
unerträglich.»



Wir alle wurden Jahrzehnte nicht gehört. Die Care Revolution hat es aufgebrochen. Jetzt müssen wir neu vertrauen. Neu denken.

«Bleibt das so?»



fragt Tim vor dem Schlafengehen.

«Was?»,

frage ich.

«Die Care Revolution.»

«Nichts ist sicher»,

sage ich.

«Aber wir hatten damals auch keine Hoffnung
mehr und schau, was passiert ist. Wir
dürfen nicht aufgeben an unsere Utopie zu
glauben.»



Er grinst:

«Du kitschige Feministin.»

«Stimmt»,

sage ich,

«aber besser als Pessimistin, nicht?»

Mir fallen fast die Augen zu, die Nacht könnte auch mit Ben als Hilfe noch streng werden.

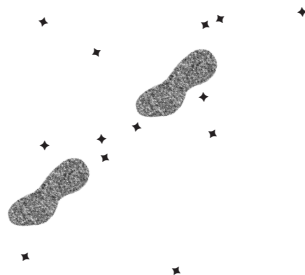
«Was machst du noch, Tim?»,

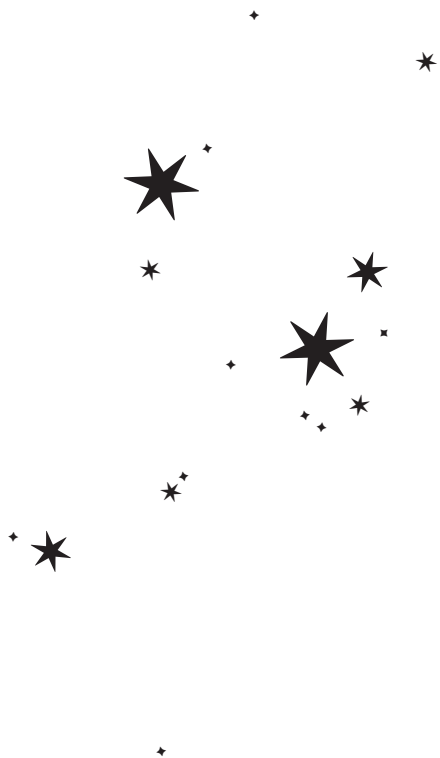
frage ich.

«Ich glaub noch kurz ins Wohnzimmer sitzen, jetzt ist es dort schön ruhig»,

sagt er. Wir verabschieden uns und während Tim die knarrende Treppe hinabsteigt und ich hoffe, dass Ronja nicht aufwacht deswegen, hol ich mir noch ein Glas Wasser aus der Teeküche. Ich lege mich in mein Zimmer, ziehe die weissen Vorhänge und lasse das Fenster einen Spalt offen.

Beim Einschlafen höre ich den Bach im Hintergrund.







#carecity_stories*

Konzept:
Lea Whitcher

Grafische Vorlage:
Selina Bütler



Gefördert durch:
Fabriktheater Rote Fabrik,
Fachstelle Kultur Kanton
Zürich, Pro Helvetia
Schweizer Kulturstiftung,
Migros Kulturprozent,
Georg und Berta Schwyzer
Winiker Stiftung,
Stiftung Denk an mich

Danke an /
in Vernetzung mit:

Fabriktheater Rote Fabrik,
Kathrin Walde,
Dorothea Mildenerger
Sabina Winkler
Vera Hiltbrunner
Tren Guerrero
Katharina Germa
Lara Wiederkehr
Cindy Armbruster
Martina Perrin
Nele Solf
Florian Butsch
Samuel Eberenz, Cendrine
Altmann, Anja Peter, Laura
Miotti, Sarah Casutt
Eine Bankerin aus Zürich,
einer Notfallpflegefachfrau
aus Zürich, Rose, Rahel
Sternberg, Fabriktheater
Rote Fabrik, Feministisches
Streikhaus Zürich, Univer-
sitätsspital Zürich,
untamed.families,
sexworkers collective,
Barbara Terpoorten,
Marge Piercy, Peter Näf,
Julian Renninger,
Edwin Ramirez,
Laura Hessel,
Stefanie Beilstein und
Linda Brodhag,
Wirtschaft ist Care,
Netzwerk Care Revolution,
Menschen aus dem Labor
mit Utopieverdacht

Alle, die uns in diesem
Prozess begleitet haben.

Alle, die sich überlegen,
wie ihre persönliche Care
City aussehen könnte und so
der Möglichkeit einer
Care-zentrierten Realität
ein Leben geben.

#carecity_stories* ist ein fortlaufendes, kollaboratives Literatur-Projekt. Autor*innen und Care-Arbeitende stellen sich gemeinsam die Frage: Was wäre in unserem Leben anders, wenn in unserer Gesellschaft Care die wichtigste Form von Arbeit wäre?

So entstehen die _stories* als Kapitel für ein Buch, das nie zu Ende ist: Kleine Alltagsgeschichten aus unterschiedlichen Perspektiven, die teilweise zusammenhängen, teilweise losgelöst funktionieren. Sie spielen in Care Cities - unseren Städten, aber transformiert. Ein paralleles Universum, in dem eine grosse Care Revolution die ganze Welt verändert hat.

0. PROLOG: Die Theaterschaffende Lea Blair Whitcher findet das Tor in eine parallele Realität, in der sich ihre Heimat Zürich in eine Care City verwandelt hat.

I. AURORA: Die Bankerin Aurora arbeitet bei der CS - deren Skandal damals der Auslöser für die schweizweite Care Revolution war. Gelesen im Rahmen des Recherche-Events „Wert schätzen“. Am 25. Mai 2024 im Feministischen Streikhaus Zürich.

II. CAMILLE: Wir folgen einer Pflegefachfrau durch ihren Alltag. Das Stadtspital heisst jetzt „Haus der Verletzlichkeit“, der Pflegenotstand wurde endgültig überwunden und statt Militärdienst gibt es

jetzt das „Glace-Jahr“. Gelesen im Rahmen des Recherche-Events „Diagnosen handeln“. Am 29. Juni 2024 iim Universitätsspital Zürich.

III. Cherry: Eine Sexarbeiterin arbeitet zu fairen Bedingungen im genossenschaftlich organisierten Haus der Lust an der Langstrasse. Gelesen im Rahmen des Recherche-Events „Lust machen“ am 26. Oktober im Kino Roland in Zürich.

IV. MARAH: Die Krankenkasse und die IV gibt es nicht mehr, stattdessen gibt es jetzt die Teilhabekasse. Auch sonst hat sich Marahs Alltag als Mama einer Tochter mit Behinderung und eines neurodivergenten Sohnes massiv vereinfacht. Gelesen im Oktober 2025 im Rahmen der Tagung «Sorge tragen: Betreuung als Wirtschaftsfaktor - Zeit für politische Lösungen»

DU: „Weiter weben“. Wie sieht dein persönlicher Care City Alltag aus?

Du kannst ein leeres Büchlein auf unserer Website herunterladen und sie aufschreiben: www.stories.carecity.world

Hier findest du auch aktuelle Veranstaltungen sowie die anderen Geschichten zum Lesen und Anhören.



Care City auf Instagram:
@carecity_stories